

## Rezensionen

SIMON GANAHL (2022).

### Campus Medius.

Digitales Kartografieren in den Kultur- und Medienwissenschaften.  
*Bielefeld: transcript Verlag. 356 Seiten.*

Auf 360 Seiten breitet der Literatur- und Medienwissenschaftler Simon Ganahl sein Internet-Projekt „Campus Medius“ aus, das, wie er schreibt, „die Möglichkeiten der digitalen Kartografie in den Kultur- und Medienwissenschaften“ erweitern soll. Tatsächlich eröffnet die digitale Form der Geschichtsforschung neue Dimensionen wie Multimedialität der Darstellung und Multiperspektivität auf den Gegenstand. Genau das steht im Fokus von Ganahls Projekt – eine neue, die strenge und sehr einschränkende Linearität des schriftlichen, gedruckten Texts hinter sich lassende Form zu finden. Es soll eine Form sein, die verschiedene relevante Facetten eines Gegenstands erfasst und für ein In-Beziehung-Setzen darbietet. Nicht zuletzt geht es dabei auch um die Möglichkeit, die Darstellung jederzeit aktualisieren und dadurch dynamisch weiterentwickeln zu können. Alles Vorzüge der digitalen Form, Vorzüge, die klassische Texte nicht bieten können. Geschichtsschreibung 2.0.

Was bringt die fortschreitende Digitalisierung von Quellen, „wenn sie nicht sinnvoll verknüpft werden“ (28), fragt Ganahl zurecht. Um die Potenziale der Digitalisierung für die Geschichtsforschung fruchtbar zu machen, konzipiert er einen Ansatz einer digitalen Plattform, die er exemplarisch bespielt. Er verwendet dazu ein bedeutendes historisches Ereignis, nämlich die so genannte „Türkenbefreiungsfeier“, veranstaltet von der Regierung Dollfuß am 14. Mai 1933 in Wien. Unter dem Titel „Topografie“ (55-96) versammelt er auf einem animierten Stadtplan, durch Icons repräsentiert, verschiedene Schauplätze des untersuchten Ereignisses; es sind Örtlichkeiten wie das Flugfeld Aspern oder der Schlosspark Schönbrunn. Die „Topologie“ versammelt Personen wie den Heimwehrführer Ernst Rüdiger (von) Starhemberg, Themen wie den protokollarischen Inszenierungsraum des Schönbrunner Schlosses, aber auch Medienapparate wie die Wochenschaukamera Bell &

Howell, mit der das Ereignis gefilmt wurde. Ganahl leitet zahlreiche derartige Themenfacetten kulturhistorisch her und richtet sie am Tableau seines Stadtplans nebeneinander an. Das Tableau lädt ein, sich durch die historische Landschaft zu bewegen und dabei Themenfacetten aufzusuchen und die zwischen ihnen bestehenden Zusammenhänge zu erkennen. Dahinter steht die Annahme, dass die bestehenden Beziehungen aus sich heraus sichtbar werden.

Basierend auf theoretischen Fundamenten wie Foucaults Dispositiv und Latours Akteur-Netzwerk (9), formt Ganahl einen integrativen Forschungsansatz. Dieser baut darauf auf, dass die Interdependenz der Akteure, Artefakte und Institutionen zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort den Charakter eines Ereignisses ausmachen. Eine Annahme, die zweifellos stimmt, die aber in der Wissenschaftspraxis oft an der Unmöglichkeit einer adäquaten Bearbeitung und Darstellung scheitert. Die schriftdominierte Historiografie sieht sich bislang weitgehend auf den (wenn auch illustrierten) Text als Mittel der Erkenntnisvermittlung reduziert, mit all seinen Einschränkungen. Der Text folgt einer Linie, einer Argumentationslinie; zwar können mehrere Linien nebeneinander gestellt und in Beziehung zueinander gesetzt werden, doch lässt sich ein Gegenstand, der aus einer Vielzahl von Facetten besteht, die alle miteinander in Beziehung stehen, in der vollen Komplexität textlich kaum fassen. Genau das aber schwebt Ganahl mit seinem digitalen Projekt vor.

Gerade weil es so schwierig ist, zur selben Zeit unterschiedlichste Facetten eines Gegenstands in ihren Wechselwirkungen zu rekonstruieren und zu präsentieren, gehört es zum unbestreitbaren Verdienst dieses Ansatzes, dem historischen Gegenstand seine Multidimensionalität zuzugestehen, ihn nicht auf eindimensionale Perspektiven zu reduzieren. So wird das von der Dollfuß-Regierung und der Heimwehrbewegung veranstaltete Großereignis in Beziehung gesetzt zum Ort Schönbrunn, an dem es stattfindet, aber auch zu den Massenmedien, die es auf einer Inszenierungsebene zweiter Ordnung ein weiteres Mal dramatisieren und in dieser Form ins öffentliche Bewusstsein transportieren, aber auch zu Phänomenen, die auf den ersten Blick als nicht damit in Zusammenhang stehend er-

scheinen. Bezeichnend dafür ist die Hymnen-debatte, im Zuge derer Ganahl einen Diskurs rund um die verschiedenen Hymnentexte führt, die zu dieser Zeit zur gleichen Melodie – der berühmten Melodie von Haydn – gesungen werden. Hinter dem Kuriosum, dass erbitterte ideologische Gegner wie Monarchisten, Nationalsozialisten und Christlich-soziale zur selben Melodie verschiedene Texte singen, steckt die Realität einer tief gespaltenen Gesellschaft, die sich ihrer Identität nicht mehr sicher ist.

Zum Thema Kino kommt Ganahl unter anderem auf die russischen Filme *Panzerkreuzer Potemkin* und *Turksib* zu sprechen, die an diesem 14. Mai 1933 in Wiener Kinos gezeigt wurden. Das aktuelle Kinoprogramm zählt zum Hintergrundgeschehen des untersuchten Ereignisses und bildet doch ein wesentliches Element. Es sind Filme, die in ihren Geschichten die Revolution, die in der sowjetischen Gesellschaft stattfindet, stilisieren, und als Vehikel der Filmpropaganda auch aus ihr resultieren. Sie sind gedacht als Aufrufe an das internationale Proletariat, sich zu vereinigen und die alte Ordnung zu stürzen. Die bolschewistische Revolution repräsentiert deshalb auch das große Feindbild der austrofaschistischen Ideologie, die ihren kalten Putsch gegen die Republik mit der drohenden revolutionären „Gefahr“ begründet. Eben diese Gefahr will sie durch ihre Massenmobilisierung bekämpfen, um ihre Machtposition gegen die radikalisierte Arbeiterschaft zu zementieren. Dagegen setzt sie unter anderem faschistoid anmutende Wochenschaubilder von der „Türkenbefreiungsfeier“ in Wien, wie sie auf Ganahls Tableau erscheinen.

Die angeführten Beispiele machen deutlich, dass es in allen Gegenstandsfacetten einer maximal intensiven Herausarbeitung der im Dispositiv angelegten Beziehungen bedarf, damit der Ansatz funktioniert und die Beziehungen zwischen den einzelnen Facetten erkannt werden können. Das ist ein überaus ambitioniertes Vorhaben. Um Einschränkungen wie die lineare Abfolge in der Darstellung, wie sie gedruckte Buchversionen aufweisen, zu überwinden, müssten wohl Bestrebungen in Richtung Hypertext gesetzt werden, die multimediale Perspektivität ermöglichen, wobei Projekte wie die Online-Enzyklopädie Wikipedia deutlich auch die Grenzen der digitalen Form aufzeigen: die stetig fortschreitende

Fragmentierung eines Gegenstands. Im Zuge fortgesetzter Überarbeitung eines Artikels wird immer wieder eine Gegenstandsfacetten herausgehoben und zum eigenen Artikel gemacht. Am Ende steht eine vielfach verlinkte, aus zahlreichen spezialisierten Artikeln bestehende Enzyklopädie, in der die übergeordnete Kontextualisierung mehr und mehr verlorengeht. Ganahls digitales Projekt will genau das Gegenteil bewirken, will zahlreiche Fragmente zusammentragen, um Kontext herzustellen.

Zweifellos weist das Projekt den Weg, der im neuen historiografischen Zeitalter (auch) zu gehen sein wird. Vor allem die Unmengen an digitalen Kulturerbe-Daten, die bereits entstanden sind und in Zukunft in noch umfassenderer Form entstehen werden, lassen es zwingend erscheinen, digitale Ansätze zu entwickeln, die helfen, die Datenflut zu bändigen und den Blick je nach Fragestellung auf die wesentlichen Daten zu reduzieren. Es wird sich erweisen, ob dadurch ein deutlicher Gewinn an Forschungsqualität, ja ein neuer digitaler Forschungsprozess resultiert, der aus sich heraus neue Erkenntnisdynamik generiert, oder nur eine multimedial aufbereitete, historische Enzyklopädie.

Lineare Texte – ob auf Papier oder digital – wird es aber in jedem Fall weiterhin geben müssen, will man die sinngeladene Ausformulierung und Kontextualisierung eines Gegenstands und vor allem die Schlussfolgerungen nicht Künstlicher Intelligenz überlassen, die letzten Endes immer nur bestehende Muster zu reproduzieren erlaubt. Erkenntnisfortschritt würde unter diesen Umständen grundsätzlich schwierig, wenn nicht fragwürdig. In dieser Hinsicht könnte man es als Defizit von Ganahls Buchversion ansehen, dass sie nicht die Gelegenheit genutzt hat, ein kompaktes Resümee über die präsentierten Themenfacetten zu ziehen, das über die Texte auf der digitalen Plattform hinausweist. Vielleicht zeichnet sich darin eine künftige kombinierte Vorgangsweisen ab: eine digitale Plattform, die die thematische Segmentierung großer Datenbestände erfüllt, und eine linear formulierte Begleitpublikation, die die aktuelle Forschungsfrage beantwortet?

Formal bleibt anzumerken, dass der Text trotz der mitunter recht komplexen Materie ausgesprochen verständlich formuliert ist, dabei hohe fachliche Kompetenz und sprach-

liche Meisterschaft ausstrahlt. Ein wenig aufgesetzt wirkt dabei das Gendering, obgleich sich Ganahl zur Entlastung des Textes ohnehin schon einer Mischform bedient, zwischen der Nennung beider Geschlechter und der Verwendung des Binnen-I wechselt. Bei allem Verständnis für die Sache muss man anmerken, dass beide Varianten problematisch sind. Konsequenterweise durchgehaltene Doppelnennung bedeutet das generische Maskulinum unbrauchbar zu machen, weil seine verallgemeinernde Qualität untergraben wird. Dadurch geht sprachliche Differenzierungsmöglichkeit verloren. Nicht weniger problematisch ist das Binnen-I. Auch hier führt der Hang zum Dogmatismus zu inhaltlicher Unschärfe. Ganahls Formulierung „RadiobastlerInnen“ (312) suggeriert die Existenz weiblicher Radiobastler, die es zu dieser Zeit, wenn überhaupt, wohl höchstens als Ausnahmen der Regel gegeben hat. Gerade dann aber wären sie besonders hervorzuheben und nicht sprachlich zu neutralisieren. Das Gendern hat hier keinen aufklärenden, sondern, im Gegenteil, einen verschleiernenden Effekt. Es baut mit am Mythos, dass Männer und Frauen im historischen Prozess immer gleichermaßen beteiligt gewesen seien – was in vielen Fällen eben nicht der Fall ist und deshalb besonders betont werden sollte. Gänzlich unpassend

erscheint das Binnen-I beim Begriff „BleckerInnen“ (243), um der Geschlechtlichkeit von steinernen Wasserspeiern an Fassaden gerecht zu werden. Diese Kritik gilt wohl vor allem dem Verlag, der dieserart politische Korrektheit einfordert, und an einen Zeitgeist, der sich leider von wissenschaftlicher Sachlichkeit ab- und dem politischen Aktionismus zugewendet hat. Die Folgen sind neben Unschärfen im sprachlichen Ausdruck vor allem die Verhinderung echter qualitativer Entwicklung der Sprache. In Bezug auf Letzteres existiert ein weites Spektrum an Möglichkeiten – von einer Erweiterung des aktiven Wortschatzes an nichtgeschlechtlichen Begriffen, die gegenderte Texte ein Stück weit von ihrer Zwanghaftigkeit befreien und auch deutlich mehr Aussagequalität bieten würden, bis zur Forderung an die Forschung, bei der Identifizierung von Akteuren im historischen Prozess einfach immer zu verifizieren, ob und in welchem Umfang es sich um Männer und/oder Frauen gehandelt hat. Dann wird jede neutralisierende Formulierung obsolet. Es geht darum, Gendering zu einer echten Qualität des Forschungsansatzes zu machen, anstatt es auf oberflächliche Symbolik an der Sprachsyntax zu reduzieren. Es geht weniger um Geschlechtsneutralität als um Geschlechtersensibilität.

Wolfgang Pensold, Wien